

Freitagabends beginnt der Schabbat. In den Synagogen eröffnen Juden – je nach Strömung: auch Jüdinnen – ihren Ruhetag mit dem Abendgebet. In der Nacht auf Mittwoch war auf die Synagoge in der Brunnenstraße ein Brandanschlag verübt worden. Es war Gott sei Dank kein Feuer ausgebrochen; aber wie angespannt die Stimmung nun ist, konnte man daran sehen. Nachbarn der Synagoge hatten zu einer Mahnwache während des Gebetes am Freitagabend aufgerufen. Darauf hatte mich eine Kollegin aufmerksam gemacht. Ich beschloss hinzufahren; auch weil es die Synagoge ist, zu der mein Assistent gehört, Rabbi Fabian. Unterwegs fragte mich, ob bei diesem kalten und nassen Wetter überhaupt jemand der Einladung folgen würden; aber als ich mein Fahrrad anschloss, sah ich es schon: Einige Polizisten und viele Berlinerinnen und Berliner, etwa 250, bildeten sozusagen ein Schutzschild um das Gebetshaus. – Als wir dort im Regen standen, merkte ich: Es ist richtig, dass wir hier sind. Ja, wir konnten so zeigen, dass wir uns darüber freuen, dass es hier jüdisches Leben gibt, und dass wir uns wünschen, dass Juden bei uns und überall ohne Angst leben können.

Israel wurde am 7. Oktober von einem bestialischen Terroranschlag heimgesucht. Hunderte wurden verletzt und verschleppt, ja getötet. Das verurteilen wir in aller Deutlichkeit. Dass Juden auf der ganzen Welt nun mittrauern, ist nur zu verständlich. Sie sollen unser Mitgefühl spüren. In diesen Tagen des Schocks ist es auch nachvollziehbar, dass sich deutsche Politikerinnen und Politiker eindeutig in Solidarität und für den Schutz Israels aussprechen. Später, wenn sich die aufgewühlten Gemüter ein wenig beruhigt haben, werden wir aber auch öffentlich noch anderes zur Sprache bringen können – werden wir gerade als Freunde Israels auch sagen müssen: So richtig es ist, dass es den Staat Israels gibt, so wahr ist es auch, dass er seit Jahrzehnten Unrecht verübt, der Bevölkerung kein Leben in Gleichheit ermöglicht und mit Besatzung und Siedlungspolitik klar gegen Völkerrecht und UN-Resolutionen verstößt.

Dies jetzt den Trauernden zu sagen, hieße, gerade von deutscher Seite, in eine frische Wunde zu stoßen. So dürfen wir jetzt nicht reden; aber mitsehen müssen wir es schon: nicht aus Besserwisseri oder gar Gehässigkeit, sondern als Menschen, die mit Israel zusammen auf einen gerechten Frieden im Nahen Osten hoffen. Jedes Wort kann jetzt allerdings missverstanden werden und genau das Falsche bewirken.

Jesus begegnen wir heute in einer ganz ähnlichen Lage: Er war gerade in Jerusalem eingezogen und hatte tags darauf erschütternd und vorwurfsvoll gesprochen, in Gleichnissen, die wir die letzten Sonntage gehört haben. Nun stellen ihn verschiedene Gruppierungen zur Rede; genauer gesagt: Sie stellen ihm Fragen, die nichts anderes als Fallen sind. Man will ihn vor Entscheidungen ziehen, bei denen die eine wie die andere Antwort missverständlich ist, ja lebensgefährlich. Daher legen ihm seine Gegner heute die Frage vor: Soll man als Jude der römischen Besatzungsmacht die Zwangsabgabe zahlen oder nicht? »Zahlen« hieße abtun, dass Gott dem Volk Israel die Befreiung aus der Knechtschaft geschenkt hat. »Nicht zahlen« hieße Aufruf zum Widerstand, der mit Sicherheit niedergeschlagen wird und nur noch schlimmere Unterdrückung bewirkt. Eine unlösbare Frage. Heute hören wir nun, dass Jesus sich nicht in die Falle locken lässt und die Frage trotzdem beantwortet. Wie geht er vor?

Jesus scheint zu sagen: Dem Kaiser geben, was ihm zusteht, also Steuern zahlen; und Gott auch geben, was ihm zusteht, etwa die Tempelsteuer; aber hier geht es nicht um Staatssteuern einerseits und um so etwas wie Kirchensteuer andererseits. Die eigentliche Antwort Jesu kommt ganz am Schluss: Gebt Gott, was Gott gehört. Damit sagt er etwas hoch Bedeutsames; aber er sagt es indirekt. Hätte er nicht klarer sprechen müssen? Hatte er Angst, das Entscheidende zu benennen? Verheimlicht er die Radikalität seiner Sendung? Nein.

Mit Jesus bricht das Gottesreich in die Welt ein. Das erfahrbar zu machen, ist seine Sendung; aber Gott setzt sein Reich nicht mit Gewalt durch. Das Gottesreich ist vielmehr ein Vorgang der Verwandlung. Von dieser Verwandlung wird ein Mensch nach dem andern gepackt, wenn er dafür offen ist. So wird das wachsende Gottesreich Salz der Erde und Licht der Welt; und deshalb spricht Jesus in Gleichnissen und Andeutungen. Denn wir sollen uns selbst darauf einlassen. Er zwingt keinen; er öffnet uns nur die Augen dafür. Und wie genau tut er das? Er sagt: »Gebt Gott, was Gott gehört«, und wir können sofort verstehen, was er damit zeigt, was nämlich in den Psalmen Israels schon eindeutig ist, die wir ja mitbeten: »Dem Herrn gehört die Erde und was sie erfüllt, / der Erdkreis und seine Bewohner« (Psalm 24,1). Alles gehört Gott! Gott hat etwas Großes und Gutes vor mit dem, was ich habe und bin, und mit jedem anderen Menschen.

So öffnet uns Christus die Augen für eine neue Sicht. Es ist die Sicht, wie sie Papst Franziskus in der Mittwochsaudienz gleich nach dem 7. Oktober zur Sprache brachte. Er sagte treffend: Was der Nahe Osten jetzt braucht, ist »il coraggio della fraternità – der Mut, Geschwister zu sein«. Warum

braucht es dafür Mut? Das versteht man am besten, wenn man die Vorgeschichte dieser Worte mitsieht.

Papst Franziskus hatte zu Pfingsten 2014 den damaligen israelischen Präsidenten Shimon Perez und den Präsidenten der Palästinensischen Autonomiebehörde Mahmud Abbas in die Vatikanischen Gärten eingeladen und – unter strahlend blauem Himmel – gesagt, dass heute unsere Augen hinaufschauen können, zu unserem Vater im Himmel; und wer so aufblickt, erkennt, dass die Menschen Schwestern und Brüder sind. – Den Clou dieses Blicks aber hatte er kurz zuvor, bei seinem Jerusalembesuch ausgesprochen. Er hatte damals nämlich zunächst gerufen: »Achten und lieben wir einander als Schwestern und Brüder!« und dann sofort angefügt: »Lernen wir, das Leid des anderen zu verstehen!« Das ist wohl tatsächlich der Weg: Wenn sich Menschen mit den anderen als Geschwister verbunden fühlen, empfinden sie mit, was die anderen erleben, sehen sie, dass auch sie eine Geschichte unvorstellbarer Missachtung, Verletzung, Vertreibung, von Angst und viel zu vielen Toten haben.

Mit diesem neuen Blick, der das Leid der anderen mitsieht, sehen wir das große Bild, sehen wir auch, dass Gott darin einen Platz für uns hat, dass ich darin eine Aufgabe habe, dass wir alle teilnehmen können an dem großen Umwandlungsvorgang, der die Mauern überwindet.